

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 133 (1854)

Artikel: Von der Witterung und Fruchtbarkeit seit dem Herbst 1852
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-372827>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von der Witterung und Fruchtbarkeit seit dem Herbst 1852.

Die merkwürdigste Witterung seit Menschengedenken war diejenige in den Monaten November und Dezember des Jahres 1852. Auf einen regnerischen Herbst folgte Mitte Weinmonats wahres Frühlingswetter. In den Nachbarkantonen, wie in unserm Lande, fand man in einigen Wochen in warmen Tagen schönes Gras, reife Erd- und Brombeeren, Aepfelblüthen und bereits angewachsene Aepfelchen. Den 25. November fiel im Appenzellerlande der erste Schnee, der aber nach einigen Tagen wieder wegschmolz. Ein Anfangs Dezembers eingetretener warmer Südwind schien vollends den Sommer zu bringen. Nicht nur die Bitterlose und der Morrach (Egichwamm), die in der Regel nur im Frühjahr zum Vorschein kommen, sondern auch die spätern Gänse- und Krötenblumen wurden getroffen. Am Weihnachtsfeste kamen Viele mit Straußen von Feldblumen zur Kirche. Auch Schmetterlinge und andere Sommervögel zeigten sich; selbst ganz junge, erst dem Ei entschlüpfte Vögel (Rothkehlchen) will man gesehen haben. Mitte Februars kam erst der Winter; es fiel zwar am 19. Januar bereits eine ziemliche Masse Schnee, der aber wieder nicht lange anhielt. Der Winter war im Ganzen gelinde, aber sehr schneereich bis gegen Ende Aprils, so daß manchenorts das Vieh wegen Heumangels Noth litt. Mit dem 1. Mai hoffte man gleich 1834 den Frühling angebrochen, allein man täuschte sich sehr; alsbald stellte sich wieder kalte Witterung, Nebel und Regen ein, welche bis gegen Ende Juni nur wenig mit Sonnenschein abwechselten. Juli und August waren dagegen beständig schön und so fruchtbar, daß nicht nur reichlich, sondern im Ganzen vorzügliches Heu und in frühen Tagen auch vortreffliches Gmd eingeheimst werden konnte. Die Erdäpfelkrankheit tritt glücklicherweise von Jahr zu Jahr schwächer auf. Die Frühkartoffeln fielen der Qualität und Quantität nach gut aus. Die Getreideernte in den benachbarten ausländischen Kornkammern wird durchschnittlich als eine gute mittlere bezeichnet; wo die Felder nicht durch Ueberschwemmungen litten, soll namentlich der Weizen eine noch bessere Qualität Mehl als letztes Jahr liefern. Noch bleibt zu erwähnen übrig, daß die Weinlese von 1852 abermals ein sehr klägliches Resultat lieferte.

Ueber Krieg und Frieden, oder über die politischen Verhältnisse.

In unserm Welttheil Europa geht es, einige Rumoreten abgerechnet, ganz still und ruhig zu. Den Fürsten ist nichts lieber, als wenn ihre Unterthanen zu Allem schweigen, früh und spät arbeiten und den Ertrag ihres Schweißes in die fürstlichen Kassen abgeben. Die Völker gewinnen selten durch den Krieg und sehen es gar gerne, wenn die großen Herren sich friedlich mit einander vertragen. Zum Zeitvertreib, um den Türken ein wenig Angst zu machen und die Diplomaten in Wien, Berlin, Paris und London ein Bißchen an der Nase herumzuführen, läßt der Kaiser von Rußland seine Armeen in die Donaufürstenthümer marschiren. Er hat die Türkei schon halb im Sacke. Leichtgläubige in Mailand ließen sich von Lollköpfen zu einem Aufstand verleiten, der Manchen das Leben kostete und der Schweiz große Verlegenheit bereitete. Weil die Staatskünstler die wahren Urheber jenes Aufstandes nicht auffinden und erschließen konnten, gaben sie der Schweiz Schuld, sperrten gegen dieselbe und jagten bei 8000 in der Lombardei niedergelassene Tessiner von Haus und Hof weg. Einige Zeit schien es, als ob die Schweiz mit ihrem alten Feind Oesterreich in blutigen Streit gerathen könnte — aber es wurde nur viel Dinte verspritzt. Oesterreich hat kein Geld, und die Schweizer sind nicht mehr so kitzlich wie vor 4 — 500 Jahren. Der neue Kaiser Napoleon hat bisher Wort und den Frieden aufrecht gehalten. Er hat aber eine gar schöne und liebsamliche Frau genommen, welche ihm die Kriegsgedanken wegstüßt. Seine Franzosen schlagen sich in Afrika noch immer mit den Arabern tapfer herum — weil diese nicht französisch sein und verstehen wollen. Der Kaiser in China hat seine liebe Noth. Es ist ein soz. Friedensfürst gegen ihn aufgetreten, der ihm schon große Landstriche und die ersten Städte mit dem Schwert in der Faust weggenommen hat und namentlich gegen die Christen grausam verfährt. In mehrern Strichen Ostens schlagen sich die Leute herum, und die Engländer, welche gerne überall Meister wären, nehmen es bald mit diesen, bald mit jenen asiatischen Fürsten auf. In Australien und Kalifornien grabt man fleißig nach Gold, und die, welche dessen zu wenig finden, schlagen jene, welche zu viel gefunden, zu Tod.